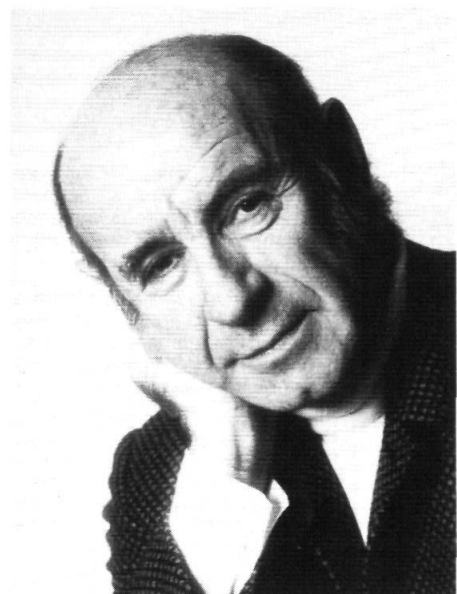




„New York ist auch nimmer das, was es einmal war“. Der österreichische Dirigent Erich Leinsdorf, der diese Stadt seit seinem „Met“-Debüt 1937 kennt, schrieb exklusiv für *fono forum*.

Erich Leinsdorf

New York—musikalische Metropole?



Selbst belebte Europäer sprechen mich oft auf das „amerikanische Musikleben“ an, als ob es sich hier um ein Land, wie Belgien oder Österreich, handeln würde. Amerika aber ist kein Land, sondern ein Kontinent, obschon hier die gleiche Sprache und die gleichen Industrieprodukte benutzt werden. In kulturellen Belangen jedoch läßt sich ein gemeinsamer Nenner kaum finden; allein im Hinblick auf die unzähligen Universitäten mit ihren Kunst- und Musikprogrammen, die für die Kulturgeschichte Amerikas sicherlich weit wichtiger sind als alle Konzert- und Opernaufführungen der großen Städte zusammengenommen.

New York ist zweifellos das Zentrum, allerdings eher im Sinne einer Börse. Als ich vor 39 Jahren zum ersten Mal hierher kam, gab es neun Tageszeitungen. Das bedeutete in der Praxis: Ein musizierender Debütant konnte immer auf ein halbes Dutzend Besprechungen hoffen (die für einige Jahre Werbung ausreichen mochten...). Heute sind sechs dieser Zeitungen, als Opfer des Fernsehens, spurlos verschwunden, und von drei restlichen kümmert sich eine, die *Daily News*, kaum um Klassik.

Und dennoch kommt alles her und will in den Renommier-Sälen New York's paradieren. Da gibt es an der Ecke Seventh Avenue/57th Street die Carnegie Hall; da ist die Avery Fisher Hall, Heim des New York Philharmonic Orchestra; gleich daneben liegt die Alice Tully Hall; da gibt es ein Auditorium im Hunter College, eines im Metropolitan Museum, einen Saal in der 92. Straße und endlich noch die alte Town Hall, früher der beliebteste kleine Saal für Kammermusik, heute etwas ins Abseits geraten. Aber zurück zur Carnegie Hall. Hier konzertierte zum Beispiel im März das London Symphony Orchestra dreimal, zwei Wochen darauf traten die Wiener Philharmoniker auf. Vor kurzem fand dort eine konzertante Aufführung des „Fliegenden Holländers“ statt, mit Georg Solti, dem Chicago Symphony Orchestra und Rene Kollo – der damit sein USA-Debüt gab. Zwischen durch saßen aber auch Ensembles auf dem gleichen Podium, die, musikalisch, nicht dort hätten sitzen dürfen...

Im Mai begann man mit dem Umbau der Avery Fisher Hall. Nach 14 Jahren des akustischen Experimentierens will man nun doch eine radikale „Opera-

tion“ vornehmen. Anlaß für die akute Krise boten das Boston Symphony Orchestra und das Philadelphia Orchestra: beide kündigten ihren Kontrakt mit der Avery Fisher Hall, um – „because of acoustical reasons“, wie sie begründeten – in Zukunft wieder in der Carnegie Hall aufzutreten. Was aber die Avery Fisher Hall angeht, ist man in New York optimistisch, da der mit dem Umbau Beauftragte auch anderen Sälen akustisch schon viel Gutes angeht hat.

Direkt daneben: das Metropolitan Opera House, das zusammen mit dem New York State Theater, der Avery Fisher Hall, dem Vivian Beaumont Theater und dem Guggenheim-Musikpavillon das Lincoln Center für the Performing Art bildet. Die „Met“, nun schon unter der dritten Direktion, seit Rudolf Bing 1972 seine Amtszeit abschloß, versucht, der künstlerischen Krise allmählich Herr zu werden. Sicher ist man aber auch zu kritisch gegenüber der „Met“ – überall in der Welt ist das Opernrepertoire, ist der musikalische Standard der Opernhäuser großen Schwankungen unterworfen. Bei sieben Vorstellungen in der Woche, durch 30

Wochen hindurch, können einfach nicht alle gleich hochwertig sein. Das allerdings ist kaum ein Trost für denjenigen, der gerade einen mißratenen Abend erwischt hat. Der Grund für die „gemischte“ Künstlerschar an der „Met“ ist finanzieller Natur: Die Gagen an der „Met“ haben mit denen der großen Häuser in Hamburg und Wien, Paris und Mailand nicht Schritt halten können. (Nur ungern läßt sich das Publikum mit dem Hinweis auf pflichtschuldigen Patriotismus trösten...)

Instrumentalvirtuosen und Dirigenten leiden weniger oder gar nicht unter der ökonomischen Sparphilosophie, da die Sinfonieorchester durchschnittlich vier Konzerte in der Woche geben. Ein Sänger dagegen kann im Durchschnitt mit nur eineinhalb Vorstellungen pro Woche rechnen, das heißt mit neun Auftritten in sechs Wochen. Vergleicht man weiter – jedes philharmonische Konzert wird Donnerstag und Samstag um 20.30 Uhr, Freitag um 14.00 Uhr und Dienstag um 19.30 Uhr mit jeweils demselben Programm gegeben –, so wird verständlich, warum die Oper Schwierigkeiten hat, die besten – und das sind halt auch die teuersten – Leute an sich zu fesseln.

Nur New York hat mit der Metropolitan Opera eine Oper nach europäischem Zuschnitt (und mit europäischen Problemen; bei allen anderen, selbst bei der San Francisco Opera, liegen die Dinge anders). Eine – künstlerische –

Schwierigkeit etwa bringt die enorme Größe des Hauses mit sich – es gibt 3800 Sitze –, in dem nur sehr große und sehr gut sitzende Stimmen „durchschlagen“ können. So kommen Sänger, die anderswo mit Erfolg auftreten, hier häufig nicht an, weil sie einfach nicht „klingen“. Ein zweites: Trotz vieler Bemühungen vieler Direktionen ist es schwer, ja unmöglich, bedeutende Dirigenten an die „Met“ zu ziehen. Und in der benachbarten New York City Opera ist der dirigierende Direktor Julius Rudel so unentbehrlich beschäftigt, daß er kürzlich den Atlantischen Ozean zwölfmal überflog, um seinen Verpflichtungen in New York und Paris Herr zu werden. So dirigierte er einmal am Freitag in Paris und am Samstag in New York; und am 13. März, um ein Beispiel herauszugreifen, leitete er an der New York City Opera gleich beide Tagesvorstellungen – den „Maskenball“ um 14.00 Uhr, die „Salome“ knapp sechs Stunden später...

New York's Musikleben hat den Vorteil, auf fester Abonnenten-Basis operieren zu können – ungleich London, wo jedes Konzert nur jenes Auditorium anzieht, dem Musik oder Ausführende besonders zusagen. Nicht nur das New York Philharmonic Orchestra, auch die ständigen Gastorchester – aus Boston, Chicago, Cleveland und Philadelphia – haben ihre eigenen Abonnement-Reihen. Glücklicherweise sind auf jeden Fall die Dirigenten, sie können viel buntere Programme machen, und auf das Erzkonservative verzichten. Der „Fall“ Oper liegt wieder anders, trotz der hohen Prozentzahl an Abonnements. Das Opernpublikum ist so konservativ eingestellt, daß selbst Alban Bergs „Wozzeck“, das unbestrittene Meisterwerk der letzten fünfzig Jahre, nur vor leerem Haus gespielt wird.

Andererseits, und auch das ist New York, fand vor kurzem ein Festival moderner Musik statt, bei dem die New Yorker Philharmoniker, geteilt in zwei kleinere Orchester, Werke von Schuller, Blackwood, Davies, Xenakis, Babbitt, Lieberson und Carter spielten. Und Boulez brach während der März-Festwoche alle Dirigier-Rekorde, als er innerhalb von fünf Tagen 14 Proben und zwei Konzerte leitete, wobei die Musik auch für ihn völlig neu war. Da diese Programme aber dem normalen Abonnement-Publikum „viel zu mißbühnend“ schienen, womit ich meinen Nachbarn zitiere, fanden sie „nur“ im relativ kleinen Juilliard Theater statt.

Abgesehen davon ist das New Yorker Publikum eher „fleißig“, und von der Rezession mag man wenig spüren. Dennoch gibt es eine Konfusion des kulturellen Lebens. Zu den sichtbaren Anzeichen zählen die „Met“-Besucher in offenen Sportheimen, oder jene Operngänger, die vor einer „Salome“ in der New York City Opera erstaunt das Fehlen einer Pause besprachen.

Die Konzertsäle und Opernhäuser in New York sind, immerhin, voll. Daraus

kann man auch schließen, daß die oft erwähnte Unsicherheit von New York's Straßen übertrieben wird (oder daß man sich darum nicht kümmert). Allerdings befinden sich die Eingänge zur Untergrundbahn sowohl in der Carnegie Hall als auch im Lincoln Center im Gebüde selbst, die Straße muß, beim Einsteigen jedenfalls, nicht betreten werden. Das hat noch einen unangenehmen Nebeneffekt: In der Carnegie Hall vermischt sich mitunter ferner U-Bahn-Donner mit der Musik.

Natürlich ist es in einer Stadt wie New York nicht einfach, die musikalische und kulturelle Spreu vom Weizen zu trennen. An einem durchschnittlichen Sonntag kann der Musikkonsument unter rund dreißig Klassik-Veranstaltungen wählen; die ersten Konzerte beginnen vormittags um 11.00 Uhr, die letzten am späten Abend; die Programmzettel weisen Virtuosen der internationalen Szene genauso aus wie Amateurchöre. Die Menge macht es in diesem Fall allerdings bestimmt nicht, die Quantität stumpft ab, die Frage der Qualität wird nebensächlich.

Das übermäßig reiche Programmangebot führt außerdem zur Verkümmern der „ekstatischen Elemente“, ohne die Musik zur reinen Routine wird. Es gibt in New York so viel und so viel Verschiedenes zu hören, daß das Publikum in den letzten Jahren durch gewaltige Werbekampagnen vergrößert, vervielfacht werden mußte. Sonst hätten sich, trotz aller Mäzene, die amerikanischen Musik- und Musikerorganisationen einfach nicht über Wasser halten können.

Nun, dies war kein Bericht eines Kritikers, aber ich bin kein Kritiker und kann mich schon aus persönlichen Gründen nicht als solcher betätigen. Trotzdem ein kritisches Wort zum Thema. Fachkritik mag dem geographisch weit entfernten Leser wenig sagen. Was soll ein (deutscher) *fono forum*-Leser damit anfangen, wenn er erfährt, daß die (New Yorker) „Balance zwischen Streichern und Bläsern“ unbefriedigend war? Was bedeuten ihm – „einige Tausend Kilometer entfernte Tempi“?

Zum Schluß noch eine Geschichte – symptomatisch – aus der Metropolitan Opera. Am 17. März besuchte ich dort eine Generalprobe der neueinstudierten „Ariadne“, die vor geladenem Publikum stattfand. Dabei trat eine Sängerin internationalen Rufs völlig unvorbereitet vor ihr Publikum und machte, das ganze Werk hindurch, solch arge Fehler, daß selbst der unmusikalischste Besucher verstand, daß es sich dabei um größte Unsicherheit handelte. Ich jedenfalls bin sicher, daß die Dame (Montserrat Caballe; die Redaktion) unter Rudolf Bing's Direktion heute nicht mehr an der „Met“ auftreten würde. Die jetzige Leitung hat diese Courage nicht mehr – „die Mehrheit des Publikums versteht ja doch nicht, ob etwas richtig oder falsch ist“. Vielleicht sollte man Zyniker werden.